

Verbundkatalog Kalliope

Letztes Gespräch. Erzählung.

Mann, Klaus

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

LETZTES GESPRÄCH
ERZÄHLUNG VON KLAUS MANN

Karl bog vom Boulevard Saint Germain in die Rue Saint Benoist ein; ging die Rue Saint Benoist rasch hinunter bis zur nächsten Strassenkreuzung; schwenkte dann nach links ab. Er ging schnell, die Hände in den Taschen seines schmutzigen, alten Trench-Coats, das junge Gesicht geneigt vor einem grimmigen Wind, der an Nase und Ohren wehtat. Schneien sollte es, dachte Karl. Es war sehr kalt. Beinah wäre er an seinem Hotel vorbeigelaufen, weil er die Stirn nicht gegen diese Kälte heben wollte. Dicht vor der Haustür merkte er, dass er am Ziel war; er lachte leise in sich hinein — es war eine angenehme kleine Überraschung —, stiess die Türe auf, ging durch das Vestibül, — im Salon wurde Klavier gespielt, Chopin — vorbei an der staubigen Palme im grünen Kübel, am Brett mit den Schlüsseln unter den Zimmernummern; am Glasverschlagn, hinter dem die Patronne — sie war taub — im schwarzen Kostüm sass und ihn misstrauisch musterte, (er nickte ihr zu, aber sie erwiderte seinen Gruss nicht, er hatte seit vierzehn Tagen nichts bezahlt;) rannte die Treppe hinauf; (schmutzig-roter Läufer, vollgesogen von Staub; aus diesem Hause müsste man den Staub tonnenweis ziehen können, dachte er laufend, etwas atemlos;) erster Stock, zweiter Stock, dritter Stock; schnaufend hielt er vor Zimmer 18; riss die Türe auf; stand lachend im Zimmer.

„Ich habe Geld!“ rief er lachend, und fügte hinzu — als gelte es, eine übertrieben freudige Reaktion, einen Aufschrei etwa, der aber aus dem Zimmer gar nicht erfolgt war, zu dämpfen —: „Oh, nicht sehr viel! Aber es langt doch, um die Rechnung hier zu bezahlen. Wir können raus aus dem Loch hier, Annette!“

Statt des begeisterten Schreis, den er sich unterwegs, auf der kalten Strasse vorgestellt hatte, antwortete ihm aus dem halbdunklen Zimmer nur gedämpfte Musik. Das Grammophon spielte, eine schleppende und süsse Melodie erfüllte den dämmrigen, kleinen Raum, mit dem Zigarettenrauch, wie eine zäh ziehende Wolke. — Karl konnte im ersten Augenblick gar nicht feststellen, wo Annette sass, so dunkel war es. Dann erkannte er sie, in der Ecke des breiten Betts, regungslos kauern. „Mach doch die Türe zu, Liebling!“ sagte sie mit einer hohen, piepsenden Stimme.

„Ich bin zu Bruno gegangen“, redete er auf sie ein. „Wie idiotisch, dass ich es nicht längst getan habe! Er war prachtvoll wie immer. Noch ein paar Genossen sind dagewesen, es war wirklich fein, sie wiederzusehen. Was ich da alles gehört habe! Es wird ja viel, viel mehr getan und geplant, viel intensiver unterirdisch gearbeitet, als

wir ahnen, Annette. Ja, und das Geld hat Bruno mir also geliehen. Es genügt, um in diesem verdammten Puff hier die Rechnung zu bezahlen — dafür genügt es. Wir haben ja verdammt fest hier gesessen. Jetzt können wir raus!" — Er warf den Trench-Coat über eine Stuhllehne, die Baskenmütze flog hinterdrein. Er reckte sich, lachend. Man hatte eine schwere und schlimme Zeit hinter sich. Aber nun fühlte er sich wieder wundervoll.

Annette sah vom Bett her seinen Bewegungen zu, die schön und beinah wild vor Freudigkeit waren. Sie sagte, ohne die Augen von ihm zu wenden und ohne ihre Stellung zu verändern: „Komm her! Gib mir einen Kuss." Er stutzte; aber dann lachte er wieder. Lachend trat er zu ihr. Um sie zu erreichen, musste er sich aufs Bett knieen und dann immer noch die Arme nach ihr ausstrecken. Er zog sie näher an sich, ohne sie zu umarmen. Er legte nur sein Gesicht gegen ihres; (sein Gesicht, frisch von der Kälte, mit roten Ohren, jung im Lachen wie das eines Achtzehnjährigen). Mit seinen Lippen berührte er leicht, sehr zärtlich ihre Stirn — kleine, runde Kinderstirn, dachte er, ergriffen von einer plötzlichen Besorgtheit. Diese Besorgtheit wuchs, da er seinen Blick weiter über ihr Antlitz gehen liess, das sie ihm stumm hinhielt —: Antlitz eines Kindes, das zu viel erlebt hat, oder zu wenig; schon mitgenommen, schon ramponiert. Wie grau und locker das Fleisch ihrer Wangen. Armes Ding! dachte er. Sie sieht richtig krank aus. Sein fast ängstlich prüfendes Schauen erwiderte sie mit dem unschuldsvoll feuchten Blick ihrer runden, dunkelen Augen, die in tiefen, bräunlichen Schatten lagen.

„Freust du dich, dass wir wegkommen von hier?" fragte er, so nahe bei ihr. „Das hier war nicht gut — auch für dich nicht." Er machte eine angeekelte Handbewegung über das Zimmer. „Wir werden mit Bruno und den Genossen zusammenwohnen. Sie haben ein Atelier, es liegt ziemlich weit draussen, aber mit Métro-Verbindung. Zunächst brauchen wir gar nichts zu zahlen. Wir werden arbeiten — auch du wirst arbeiten, Annette. Hier waren wir ja so elend isoliert, so weg von den andern, so abgeschnitten. Freust du dich?" fragte er sie noch einmal. Sie sagte nichts. Ihr Lächeln, das er nicht beachtete — denn er suchte mit seinen Augen in ihren nach einer Antwort, die er nicht finden konnte — wurde sehr traurig. Der grosse, dunkelgefärbte Mund in ihrem blassen Gesicht — ein Gesicht, das einmal rund gewesen war, pausbäckig (nur wer es so gekannt hatte, konnte diese vergangene Gesundheit noch an ihm erraten) — ihr grosser, schöner Mund zitterte etwas im Lächeln. Sie hätte lieber geweint.

Sie stand plötzlich auf und ging rasch durchs Zimmer. Ihr Gang war elastisch, eitler und kraftvoller, als ihr verwundetes und müdes

Lächeln es hätte vermuten lassen. Man konnte wieder ein wenig mehr Hoffnung für sie haben, da man sie gehen sah. Sie war sehr gross; das enge, schwarze Pyjama betonte ihre Magerkeit. Auf dem Schwarz des kurzen, seidnen Jäckchens trug sie eine blutrote schmale Kette; Karl hatte sie ihr vor Jahren geschenkt. — Sie beugte sich über das Grammophon, das leer lief, um es abzustellen. Noch über den Apparat geneigt, sagte sie leise: „Ich will nicht fort von hier, Karl. Ich bleibe.“

Hatte er nicht schon auf diese Worte von ihr gewartet? Nun stellte er sich, als täte sie ihm eine arge Überraschung an. „Was heisst das?“ fuhr er auf — sie ging langsam an ihm vorbei, um sich wieder aufs Bett zu setzen —. „Gefällt es dir hier so gut?“ Er machte wieder dieselbe angeekelte Handbewegung — nur fiel sie diesmal heftiger aus — durch die dämmrige Stube, mit all ihrem Plüsch, gerafften Vorhängen, Schlafröcken und Hemden über Stuhllehnen. Annette zündete sich eine Zigarette an. Das Gesicht still über dem Streichholz, welches sie zu Ende glimmen liess, fragte sie, sanft erstaunt: „Ob es mir hier gefällt? Wieso denn?“ Das weiche, hellbraune Haar fiel ihr in die Stirne, sie warf es zurück, indem sie den Kopf hob und Karl beinahe bittend anlächelte. „Aber ich will nicht mehr fort“, sagte sie. „Ich will auch gar nicht zu Bruno, und von illegaler Arbeit will ich auch nichts wissen. Ich bin müde.“

Er betrachtete sie mit einem Blick, der unter zusammengezogenen Brauen immer finsterer wurde. Von ihr weg schaute er über das Zimmer. Mit einer grimmigen Genauigkeit prüfte er — als sähe er das alles zum ersten Mal — die billigen und makabren Requisiten ihrer Einsamkeit, die er, seit sie von Deutschland fort waren, mit ihr geteilt hatte. Über den Hocker, auf dem das Grammophon stand, hatte sie einen dunkelroten, türkischen Schal gebreitet; Karl empfand plötzlich die gelben Blumen, mit denen der Schal bestickt war, als ungemein hässlich. Die Nachttischlampe war mit einem weichen Lumpen ähnlicher Art verhüllt. Auf dem Nachttisch lagen zwei zerlesene, gelbbroschierte Bücher, ein zerknülltes, schwarzseidnes Tüchlein und eine lange, schwarze Zigarettenspitze neben einer leeren Parfumflasche und einer Kollektion von medizinischen Packungen: Schlafmittel, Beruhigendes, Schmerzstillendes; Tabletten, Tropfen, Zäpfchen und Tinkturen. — Als Aschenbecher benutzte sie die Seifenschale vom Waschtisch.

Was für ein billiger kleiner Aufwand! dachte Karl entsetzt. Er spürte plötzlich Hass gegen Annette, wegen der Seidenlumpchen und der leeren Flacons. Sie will eine Stimmung um sich herstellen, die ihr sozial nicht mehr zukommt. Das ist es — natürlich, da haben wir den Grund, warum dies alles so abstossend wirkt. Unsereiner

kann sich solchen Zauber nicht mehr leisten; dazu gehört ein Apparat, der kostspielig ist. Décadence, die noble Pathologie; Einsamkeit mit Drogen und Huysmans „A Rebours“ in kostbarem Einband —: ich weiss schon, was ihr da vorschwebt, dem Kindskopf. Diese Launen kamen einer Bourgeoisie zu, deren Geschäfte gut gingen. Die konnten sich den Horizont mit Orchideen verstellen, und müde vom Nichterlebten dem Tode zulächeln, während andre sich für sie plagten. Aber Orchideen sind teuer. Mit diesen abgeschmackten Seidenfetzen wirkt das Ganze nur blöd.

Laut sagte er: „Wie willst du überhaupt die Rechnung hier weiter bezahlen? Was ich habe, langt grade für das, was wir jetzt schon schuldig sind.“ Sie erwiderte, ohne sich zu bewegen und ohne die Augen von ihrer Zigarette zu heben: „Vielleicht schickt Mama doch noch mal'n bisschen was.“

Er wusste, dass sie es nicht glaubte — ja: dass sie von der völligen Unmöglichkeit ihrer Hoffnung überzeugt war — und er erschrak über den zugleich klaren und toten Klang ihrer Stimme. Um das sehr unangenehme Gefühl dieses Schreckens zu überwinden, redete er wieder eifrig und laut: „Was das wieder für Dummheiten sind! Du hast Launen, gut, dafür bist du eine Frau! Aber jetzt denk doch mal nach, nun nimm dich doch mal zusammen! Soll es denn ewig so weiter gehen, mit dieser Schlappeheit und mit dieser Faulheit und mit diesen traurigen Spielereien? Wie viel schöne Zeit wir schon verloren haben! Das ist doch unersetzliche Zeit. Wir hätten sie nutzen sollen — zur Arbeit. Auf wen soll die Bewegung denn rechnen, wenn wir so verkommen, und wir sind jung? In Deutschland herrscht das Grauen und die Barbarei, in andren Ländern steht es vor der Tür; wir sollen kämpfen — k ä m p f e n, versteht du, Annette? — auf uns kommt es an! Und du liegst hier mit deinen Seidentüchlein.“

Es war fraglich, ob sie zugehört hatte. Ihr Gesicht — beinahe friedlich bei aller Traurigkeit — zeigte keine Bewegung. Zu der Zigarette hinunter, die sie langsam zwischen den Fingern drehte, sagte sie mit derselben klaren und toten Stimme wie vorher: „Lass mich liegen. Ich mag nicht mehr.“

Ihre schreckliche Haltung ängstigte und erregte ihn derart, dass er schrie. „Unsinn!“ schrie er, und: „Du weisst ja nicht, was du sprichst. Sitz doch nicht so da, ich beschwöre dich! Du lebst doch gern, du hast doch immer gerne gelebt. Nun — dann musst du auch etwas dafür tun, dann musst du dich mit uns plagen, dass aus dem Leben hier etwas Vernünftiges wird, etwas Lebenswertes —“

Er rannte im Zimmer auf und ab, gestikulierend und keuchend. Sie sagte, während sie die Zigarette in der Seifenschale ausdrückte:

„Ja — es war hübsch mit dir —“ Wahrscheinlich hatte er es garnicht gehört, denn er schrie noch immer, wobei er nun vor ihr stehen blieb und sie sogar an den Schultern rüttelte — er spürte die Magerkeit ihrer Schultern —: „Steh auf! Komm mit mir! Die Welt will anders werden und du bleibst hocken auf deinem Bett!“

Sie erwiderte langsam und ruhig — und entzog sich dabei seinem Zugriff —: „Die Welt will anders werden. Gut. Mehr als gut — ja, ich weiss schon, Karli: ganz ausgezeichnet. Es muss famos sein, da mitzuarbeiten.“ Er wollte schon wieder auffahren, aber sie winkte seiner Entrüstung mit ihrer schönen, blassen Hand ab — es war die rechte Hand, die sie hob, er sah die vom Nikotin gelbgefärbten Spitzen von Daumen und Zeigefinger, es war aber nicht hässlich, nur rührend, ‚Elfenbein‘, musste er denken, ‚Elfenbein, edel verfärbt‘, ach, wie unendlich hatte er diese Hände geliebt, lange Finger, schmale Gelenke und der schöne Schnitt der ovalen Nägel —: „Lass mich doch sprechen, Tollpatsch“, sagte sie und lächelte ernst (sie ist älter geworden). „Du musst mir doch zugeben: die Welt nimmt sich reichlich Zeit zu ihrem bisschen Anderswerden. Der Übergang dauert recht lange. Liebling — es m u s s ja nicht jeder dabei sein. Nicht jeder fühlt sich stark genug, da mit zu machen. Und ihr sagt ja selber, dass es auf den Einzelnen nicht mehr ankommt.“

Hier konnte er sie unterbrechen, das gab Anlass zur Diskussion. „Nein“, konnte er heftig rufen — das Gesicht hitzig und angespannt, wie wenn er in Versammlungen sprach — „nicht so, doch nicht in diesem Sinne, Annette. Da missverstehst du wieder etwas, ja, da w e i s s t du eben einfach nicht genug. Natürlich ist der Einzelne unentbehrlich, jeder ist unentbehrlich für den sozialistischen Aufbau und für den Kampf um seine Vorbereitung — aber eben nur, wenn er sich unterordnet, nur als Teil des Ganzen —“

Einen Moment kam Langeweile in ihr Gesicht, aber sie wich gleich wieder einem freundlichen, wenn auch müden Ernst. „Sicher“, sagte sie nachgiebig, „du hast recht, Liebling. Aber sicher ist der Einzelne doch nur dann zu verwenden, wenn gewisse Voraussetzungen erfüllt sind; vor allem die, dass ihn die ganze Pastete — ich meine: das Schicksal der Menschheit — überhaupt so sehr interessiert. Die Menschheit — denk doch nur, Karli —: was für eine Bande. Gut, gut — soll sie doch sehen, wie sie mit sich zurecht kommt, soll sie doch recht grausam und störrisch sein — sie muss ja selbst alles büssen —, soll sie endlich ihre grosse Schreckenssache auffahren, ihre effektvolle Apokalypse, diesen Gaskrieg — jetzt schwatzt man so lange davon —; sie wird auch darüber wegkommen, sie ist ja zäh; und soll sie sich dann n o c h eine Diktatur einrichten, damit alles möglichst grausig bleibt. Aber — o h n e m i c h, Liebling!

Bitte bitte, Liebling —: ohne mich!" Ihre Bitte war ernst, sie hob flehend die Hände, Tränen standen in ihren kindlichen Augen.

Vor dem naiven Zynismus dieser Melancholie erschrak er wie vor einem Abgrund, der plötzlich aufsprang. Das war seine Geliebte, das seine Freundin seit so viel Jahren! Mit ihr war er aus Deutschland geflohen, damit sie seine Genossin im Kampfe sei. Er nannte diesen Kampf „heilig“, den sie abtat mit so trostlosen Worten. Annette! — „Aber Annette!“ konnte er grade noch flüstern. Sie sprach schon weiter — jetzt hatte sie die schwarze Zigarettenspitze als ein Spielzeug zwischen ihren Fingern —: „Wir haben nichts mehr zu erwarten, was sich für jemanden lohnt, der das Kämpfen nicht mag. Seien wir doch mal ehrlich, mein Häschen: nur immer noch ekelhafter kann es werden. Wir haben zehn relativ vernünftige Jahre hinter uns. Jetzt fängt ein Zwischenspiel von Grauen an — ein etwas ausführliches Zwischenspiel, für meinen Geschmack. Was dann kommt, ist schon für die nächste Generation, besten Falls; sicher nicht mehr für uns. Wozu da noch gross Kraftanstrengung machen?“ In seiner Hilflosigkeit rief er: „Annette! Du bist siebenundzwanzig Jahre alt!“ Sie beugte sich tiefer über die Zigarettenspitze, auf das armselige Spielzeug fiel ihr Lächeln wie Tränen. „Ja“, sagte sie. „Ich war sechzehn, als ich dich kennenlernte. Das macht elf Jahre.“ Sie berührte mit ihren Fingern seine Hand, die sich geballt hatte, aber sich löste, öffnete bei ihrer Berührung.

Kühle Berührung ihrer Hände — ewig geliebte Berührung —: was stürzte da auf ihn ein? Ach, die Ewigkeit ihrer Liebe. Diese ersten Jahre, gemeinsam, in der Freien Schulgemeinde. Spaziergänge, endlos, und das endlose Gespräch. Die Vertrautheit ihrer Körper, innig, wie die Vertrautheit ihrer unreif schweifenden Gedanken. Reisen; dann das Leben in verschiedenen Städten. Und um wie vieles schöner das Leben wurde, da es anfang ernster und verpflichtender zu werden. Er begann, sich um Politik zu kümmern, dann politisch tätig zu sein. Sie blieb ihm nahe, bei aller etwas spöttischen Skepsis, die sie dieser Sphäre gegenüber wahrte. Sie war immer sein Leben gewesen, oder doch sein geliebtester Teil. Er glaubte, dass er niemals ohne sie auskommen könnte.

Auch sie spürte Erinnerungen, während sie seine Hand streichelte; aber ein Schleier hängte sich ihr davor. Im Innersten war sie doch schon bereit, dies alles, was ihr einst so über alle Massen kostbar gewesen war, gegen das grosse Dunkle einzutauschen, dem sie nun allein die tröstliche Macht zuerkannte. Ihr freigiebig und schrecklich frei gewordnes Herz verschenkte schon das Irdische, um das gnadenreichere Labsal dafür anzunehmen. Ihr Herz war lüstern und gierig nach diesem Tausch. Es hatte noch nichts vergessen und

sich alle Zärtlichkeit bewahrt. Aber schon war diese Zärtlichkeit getränkt von dem unwiderstehlichen Gefühl ihrer Todessehnsucht, ganz durchdrungen von ihm und dadurch dunkel verändert. Die hingerissene Liebe zum Tod, die ihr Gesicht nicht bitter machte, sondern freundlich verklärte, schloss ihre treue Liebe zum Gatten und Freunde in sich ein. Sie vergass ihn nicht, ihren Freund — wie hätte sie's können? —, aber was sie ihm noch an unvergänglichem Gefühl bewahrte, war doch schon nur ein Teil ihrer neuen Braut-schaft.

Mit einem merkwürdig friedlichen Ausdruck im Gesicht konstatierte sie: „In Deutschland ist die Schweinerei zunächst unabsetzbar, und was nachher kommt, wird auch nicht viel besser sein. Ein feines Vaterland haben wir. Der einzige Trost bleibt, dass mit der übrigen Welt auch nicht mehr los ist.“

Das ernüchterte ihn. Alle seine Instinkte und all seine Grundsätze wehrten sich gegen diese schaurige Resignation. Ihre asoziale, hoffnungslos lächelnde Friedsamkeit empörte ihn. Er sagte mit Schärfe: „Wenn alle so dächten wie du, könnte die Menschheit Selbstmord begehen.“ Worauf sie mit dem sanftesten Lächeln zu entgegnen hatte: „Erstens wäre das nur ein Gewinn, und zweitens denken ja leider nur die Allerwenigsten wie ich, oder trauen sich doch nicht, es sich einzugestehen.“ Statt ihr auf diese Bemerkung, die er als geradezu unverschämt empfand, zu erwidern, dachte er nach, die Stirne trotzig gesenkt, in grossen, harten Zusammenhängen.

„Merke ich das jetzt erst? Wir gehören nicht mehr zusammen. Ich habe eine Aufgabe, sie hat keine. Ich glaube an etwas, sie nicht. Wir dürfen uns nichts mehr vormachen. Das wussten wir ja, als wir damals loszogen aus Deutschland: diese Situation muss alles auf die Spitze treiben, auch das Private. Es wird Entscheidung verlangt. — Nein sie wird sich doch nichts antun, das doch nicht!“ Er dachte diesen Gedanken zum ersten Mal, oder doch zum ersten Mal mit solcher Klarheit. Mit einer Unaufrichtigkeit vor sich selber, die nicht ganz unbewusst sein konnte, wies er ihn gleich wieder von sich. Solche Unaufrichtigkeit gestattete er sich um der Sache willen. „Wer so wie sie mit dem Tod kokettiert, lässt sich nicht im Ernst mit ihm ein“, zwang er sich zu denken. „Hat sie denn einen Grund zum Selbstmord? Ich «verlasse» sie nicht. Was sind das überhaupt für bürgerliche Vokabeln. Es liegt nur so, dass wir einander im Augenblick durchaus nichts nützen können. Ich darf mich jetzt mit ihr nicht belasten, so sicher bin ich selber noch nicht. Ein Glück, dass ich mich nicht schon mehr an ihr angesteckt habe. Diese Begegnung mit Bruno war meine Rettung. Vielleicht findet sie später doch noch zu uns, wahrscheinlich, es muss ja so kommen, im Grunde ist sie ein

prachtvoller Mensch und wir gehören zusammen. Es wird meine Aufgabe sein, ihr zu helfen, sie zu erziehen. Ich habe da gewiss viel falsch gemacht. Aber ich verkomme selbst, und sie mit mir, wenn ich hier in dieser Atmosphäre weiterlebe.'

Vor ihrem Bett stehend fragte er sie noch einmal mit einer künstlichen Ruhe, sehr streng: „Du willst also nicht mit mir zur den Genossen gehen?“ Sie schüttelte den Kopf.

„Ich habe es aber den Genossen versprochen, dass ich zu ihnen komme“, sprach er weiter. „Ich habe es Bruno versprochen. Ich brauche Bruno und die andern, ich brauche sie jetzt.“

„Dann musst du eben gehen“, sagte sie.

„Aber dann verlierst du mich“, schrie er sie an.

Sie lächelte vertrauensvoll. „Dich habe ich doch — hier“, sagte sie und deutete auf ihr Herz.

„Wenn du meinst —“, antwortete er verbissen. Und dann, hastiger: „Es ist natürlich nur für ein paar Tage. Du wirst nachkommen, warte nur ab. Ich werde mit Bruno nächstens hier anrücken und dich einfach holen.“ Er lachte. Plötzlich eilig, rannte er ein paar Mal durchs Zimmer, warf Gegenstände in eine Handtasche: die Zahnbürste, das etwas zerrissne Pyjama. „Ich nehme nur das Nötigste mit“, redete er im Hantieren. „Morgen hole ich die anderen Sachen und schaue nach, ob du vernünftiger bist. Wir werden heute abend bei Bruno eine grosse Besprechung haben, einen Arbeitsplan werden wir machen. Ich zahle unten die Rechnung, wenn ich bei der alten Tauben vorbeikomme. Denke darüber nach, ob es sich nicht doch lohnt zu kämpfen, Annette — ob sich das Leben um des Kampfes willen nicht doch lohnt.“

Sie folgte mit ihrem verhangenen Blick seinen raschen und ungeschickten Bewegungen. Ohne zu lächeln, aber wohlwollend beobachtete sie, wie er sich so rasch wie möglich den Trench-Coat anziehen wollte und mit dem rechten Arm den Ärmel nicht fand. Er fuchtelte heftig. Während er sich dann nach der Handtasche bückte, überlegte er sich einen Augenblick, ob er ihr noch einen Kuss geben solle; kam aber zu dem Entschluss, dass ein wenig pädagogische Strenge nur heilsam wirken könne. „Also, werde mir gescheiter bis morgen!“ sagte er, bei der Tür. Und, schon mit einem Fuss auf dem Korridor: „Ich bin wirklich froh, aus dem Muff hier herauszukommen.“

„Adieu, Karli“, sagte Annette.

Ziemlich laut fiel die Tür hinter ihm zu. Sie lauschte, wie sich seine Schritte die Treppe hinunter entfernten. Wenn sie angestrengt hinhörte, konnte sie noch unterscheiden, wie er unten mit der Patronne verhandelte, und wie dann die Haustür hinter ihm zufiel. Die Stille,

die nach diesen entfernten Geräuschen plötzlich einsetzte, schien ihr riesenhaft. Wie betäubt von ihrer Wucht — die als ein Lärm, auf den sie nicht gefasst gewesen war, das Zimmer erfüllte — legte sie sich zurück. Dabei streifte ihr Blick, neugierig, freundlich und ernst, über die Medikamente auf dem Nachttisch. An der Schachtel mit den Veronal-Tabletten blieb ihr Blick haften. Er wurde nicht feierlicher dabei, sondern von einer beinah fröhlichen Nachdenklichkeit. Dann wandte sie noch einmal den Kopf, so wie man sich für einige kurze und reizvoll spannende Sekunden von einem höchst begehrten Gegenstand entfernt, um dann, wenig später, mit umso grösserem Genuss zu ihm zurückzukehren. Sie drückte ihre Wange fester gegen das Kissen, auf dem sein Kopf neben dem ihren geruht hatte in den vielen Nächten dieser letzten schweren Monate. „Mein Liebling“, sagte sie in das Kissen hinein. Aber da wusste sie nicht mehr: galt es noch ihrem Karl oder schon dem anderen Freunde, dessen erlauchte Gegenwart bald ihr armes Zimmer strahlend verdunkeln würde.

AUS DER GESCHICHTE DER GROSSEN VERSCHWENDUNG

VON JAKOB KNERZ

Nicht von Geld wird hier gesprochen. Eher von der Liebe, die falsch landet. Grosse Gefühle sind auch sonst vor die unrechte Schmiede gekommen. Täuschten sich lange genug, bis selbst die Scham zu spät kam.

Junge Menschen sind leicht mit sich verführbar. Denn in ihnen ist am meisten Hoffnung, und diese ist, ausser dem Schaudern, unser bestes Teil. Doch auch ein ganzes Volk ist seit alters auf Hoffnung gestellt, die Juden. Diese suchten das gelobte Land, und als sie es hatten, hörte der Wunsch danach nicht auf. Schon das Buch Jesaias ist voll Verheissung des „Gottesknechts“, der der zukünftige Retter sein wird. Als das Volk unter neue Knechtschaft geriet, unter syrische, dann unter römische, dann gar unter die abendländische der Zerstreuung, wuchs der Messiasgedanke immer unerbittlicher, verschmolz er völlig das irdische und das himmlische Jerusalem. Grade deshalb hatte man Jesus den Heiden überlassen, weil er das brennende Messiasbild nicht zu erfüllen schien, weil er die Welt nicht real aus den Angeln hob. Dem Traum des Königs von Jerusalem blieb man treu und wartete auf den Parakleten ohne Sättigung unterwegs, ohne Vorstufe. Noch der ärmste jüdische Schächer liess sich in nichts bewegen, selbst nicht vor dem Scheiterhaufen, den Messias